Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (1981)

Heft: 7-8

Artikel: Der Bündner Kalender : Notizen zu einem wichtigen Volkslesestoff im 19. Jahrhundert

Autor: Brunold-Bigler, Ursula

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-398305

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Bündner Kalender – Notizen zu einem wichtigen Volkslesestoff im 19. Jahrhundert

Von Ursula Brunold-Bigler

1. Kalender als populäre Lesestoffe

Unter populären oder Volkslesestoffen versteht die Literatursoziologie Schrifttum, welches von breiten Bevölkerungsschichten gelesen wird, sowohl von den «Kleinen Leuten», als auch von den Wohlhabenden; von Leuten, die kaum lesen können und von Angehörigen der geistig führenden Oberschicht, die nicht berufsmässige Leser sind. Armut deckt sich im 19. Jahrhundert weitgehend mit geringer Lesebildung. Populäre Lesestoffe sind deshalb wohlfeil erhältlich, damit sie überhaupt konsumiert werden können. Papier, Typen, Heftung sind billig, die Drucker schlecht ausgebildet, die Autoren oft Viel- und Schnellschreiber. Volkslesestoffe sind seit dem 18. Jahrhundert Fabrikware, Konsumware, kein hochgeistiges Gut. Der Masse der sozialen Unterschichten entspricht die Masse der Volkslesestoffe.[1] Der geistigen Oberschicht steht dank ihrer Schulbildung qualitativ hochwertige Literatur zur Verfügung und somit das Wissen ihrer Zeit offen, populäre Lesestoffe bilden nur einen kleinen Teil ihres Buchbesitzes. Die Bibliothek der Ungebildeten und Armen besteht hingegen nur aus dem oben beschriebenen Schrifttum. Dazu gehören nebst der Andachtsliteratur, den Sach-, Zauber- und Anstandsbüchlein, Witzsammlungen und Briefstellern[2] die Kalender, die 1850 auf eine Durchschnittsauflage von 15 000 Stück pro Jahrgang kommen. Damit aber erfassen wir noch nicht die gesamte Leserzahl. Erfahrene zeitgenössische Kalendermänner rechnen mit vier Lesern pro Kalenderexemplar.[3] Wichtige Bedeutung müssen wir auch der semiliterarischen Überlieferung, dem Vorlesen, und dem Weitererzählen von Kalenderinhalten beimessen. Wie erreichte nun der Lesestoff den Leser? Wer waren die Mediatoren, die Vermittler? Im 19. Jahrhundert gelangte der grösste Teil des

[1] Vgl. Schenda, Rudolf: Tausend deutsche populäre Drucke aus dem 19. Jahrhundert. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 11 (1971), Sp. 1466-7.

[2] Beispiele aus der Schweiz finden sich bei: Brunold-Bigler, Ursula: Jakob Stutz' Autobiographie «Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben» als Quelle populärer Lesestoffe im 19. Jahrhundert. In: SAVk 75 (1979), S. 28–42.

[3] Brunold-Bigler, Ursula: Die religiösen Volkskalender der Schweiz im 19. Jahrhundert. – Basel 1981 (im Druck).

Schrifttums – nicht nur der Kalender – durch Kolporteure zum Leser. Im Auftrag des Verlags hausierten die Kolporteure mit Lesestoffen. Ihre Ware trugen sie in einer Kiste auf dem Rücken. Da Buchhandlungen abseits der städtischen Zentren fehlten, waren sie vor dem Ausbau des Postwesens die einzigen Lesestoff- und Nachrichtenvermittler in ländlichen Gebieten. Sie verkauften den Bündner Kalender im ganzen Kanton, in der Ostschweiz bis nach Zürich hinunter und im Vorarlbergischen.[4] Nach den Ergebnissen der Forschung steht es zweifellos fest, dass die Kolporteure der Klasse des Proletariats zuzurechnen sind.[5]

2. *Historischer Hintergrund und geistiges Programm*

Im Jahre 1841 gab der Churer Buchbinder und Verleger Johannes Braun den ersten Jahrgang heraus, mit der Absicht, den Appenzeller Kalender, einen der ältesten und weit verbreitetsten Kalender der Schweiz (seit 1721), durch einen spezifisch auf Graubünden ausgerichteten Kalender, zu verdrängen.[6] Gedruckt wurde der Bündner Kalender bei den Gebrüdern Sutter in Chur, bei denen auch die liberale Zeitung «Der freie Rätier» erschien. 1847 wechselte der Kalender in die Offizin von Friedrich Wassalli über, in der zugleich die freisinnige «Bündner Zeitung» und das «Bündnerische Volksblatt» hergestellt wurden. Wie die mit ihm in denselben Verlagen erscheinenden Zeitungen verfocht der Bündner Kalender einen kämpferischen politischen Liberalismus. Die zahlreichen Schützen-, Turner- und Sängerfeste boten den Liberalen Möglichkeiten zu demonstrativer Selbstdarstellung und äusserer Prachtentfaltung. Das eidgenössische Freischiessen in Chur von 1842 kommentierte der Kalender: «Weil nun das Volk in seiner Masse freisinnig ist, so kann mit Beifall auch nur freisinnig zu ihm gesprochen werden, und weil ferner nicht alle Schweizer freisinnig sind, so ist das Fest von solchen auch nicht gerne gesehen. Das macht aber nichts zur Sache; das Schützenfest bleibt doch ein Einigungspunkt, eine Hochzeit des Schweizervolkes, des freien Männersinnes mit dem einen Vaterlande . . .» Nach dem Sonderbundskrieg verstummten die kämpferisch-freisinnigen Töne; «Volksbildung», «Volksveredlung», «Hebung des Volkes» sind nun die Zielsetzungen des Kalendermannes und seiner Mitarbeiter. Man weiss nicht mehr, wer

[4] Bündner Kalender (= BK) 1864. Jg. 1849 enthält die Illustration eines Bücherhausierers.
[5] Schenda, Rudolf: Die Lesestoffe der Kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert – München 1976 –, S. 11 ff.
[6] BK 1891.

die Verfasser der Beiträge der ersten zwanzig Jahre waren, erst 1862 erhalten wir Aufschluss über die Trägerschaft des Kalenders. In diesem Jahre nämlich erhielt der evangelische Geistliche und Rektor der Kantonsschule, Jakob Bott (1815–1883), von der Gemeinnützigen Gesellschaft den Auftrag, über die Herausgabe eines geeigneten Kalenders durch die Gesellschaft, zu referieren.[7] Bott sah zu Recht im Kalender das wirkungsvollste Mittel seiner Zeit, auf breite Volksschichten einzuwirken. Er wandte sich vehement gegen betont konfessionelle Kalender und erklärte darum «den Unterschied eines katholischen und evangelischen Kalenders, wie er etwa im Einsiedlerkalender und dem Volksboten von Basel eingehalten wird, grundsätzlich für unberechtigt und möchten ihn auch aus dem Grunde nicht bevorworten, weil der Absatz dadurch unnöthiger Weise beschränkt und die Bestreitung eines guten Kalenders ohne bedeutende Einbusse wenigstens unter unseren Verhältnissen nahezu unmöglich gemacht werden müsste.»[8] Der Kalender sollte sich auch der politischen Propaganda enthalten und diese der «Publicistik und dem Rathsaal» überlassen.[9] Nach Bott enthielt der Bündner Kalender «ans Frivole und Rohe streifende Anecdoten», die zwar den Absatz förderten, in einer Volksschrift aber keinen Raum finden sollten. Das Referat bewirkte, dass die Gemeinnützige Gesellschaft Graubünden unter Mitwirkung der thurgauischen Schwestergesellschaft bereits 1863 die Leitung des Kalenders übernahm. Eine Redaktionskommission, in der auch Bott als Kalendermitarbeiter tätig war, mit Seminardirektor Philip Anton Largiadèr an der Spitze, sollte für den Inhalt verantwortlich sein.[10] 1871 liess die Gesellschaft das Unternehmen, wahrscheinlich aus finanziellen Gründen, wieder fallen. Als Kalendermann für die Jahre 1876–1886 ist der Kantonsschullehrer Leonhard Schmid, der auch drei Lesebücher für die Unterschule verfasste, bekannt.[11] Im Jahre 1887 übernahm der Bruder des verstorbenen Leonhard Schmid, Sekundarlehrer Conrad Schmid in Chur, die Redaktion.[12]

[7] Das Referat erschien im Druck unter dem Titel: Die Einführung des neuen Kalenders in Graubünden. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte dieses Landes. – Leipzig 1863.
[8] Bott (wie Anm. 7), S. 45.
[9] Bott (wie Anm. 7), S. 49.
[10] Pieth, Friedrich: Hundert Jahre Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Graubünden 1847–1947 – Chur 1947 –, S. 37.
[11] BK 1887.
[12] Lendi, Fritz: Eine Wanderung mit dem Bündner Kalender durch ein Jahrhundert. In: BK 1942, S. 8.

A. Aspekte der Volksbildung und Volksaufklärung[13]

Auch in Graubünden hatten bereits die aufklärerisch gesinnten ökonomischen Patrioten versucht, mit Hilfe ihrer Zeitschriften «Der Sammler» (1779–1784) und «Der Neue Sammler»[14] (1804–1812) die Verbesserung der Landwirtschaft mit Hilfe neuer Methoden zu propagieren, das Volksschulwesen auszubauen, das Volk vor Kurpfuschern zu warnen. Dass der Bündner Kalender gleich zu Beginn die Ideen der Ökonomen wieder aufnahm, beweist, dass die Wirkung der «Sammler» geringfügig war, weil das Lese- und Bildungspotential in der Bevölkerung wegen der mangelhaften Schulbildung zu schwach war.

a) Land- und Hauswirtschaft, technische Neuerungen

Die Figur des «Heinrich Feldmann» (Jg. 1842), ein exemplarischer Musterbauer, fusst auf der literarischen Vorlage von Johann Caspar Hirzels Kleinjogg[15] (1761). Im Gegensatz aber zu Kleinjogg darf Feldmann wiss- und bildungsbegierig sein: «Wenn andere des Sonntags im Wirtshaus zusammensassen und sich beim Schöpple mit leerem Geschwätz oder Kartenspiel die Zeit vertrieben, so las er bei Hause in einem nützlichen Buch, oder unterhielt sich mit dem Herrn Pfarrer oder einem verständigen Nachbarn über allerlei Verbesserungen im Haus und Feld.» Nach Feldmanns Vorbild soll der bäuerliche Leser die unwirtschaftliche Feldatzung aufgeben, dafür das Vieh im Stall füttern und beim Stall Güllenkasten anlegen. Das Gut soll eingefriedet und mit Klee, Korn, Kartoffeln, Türken (Mais), Kraut und Öl (Raps) bepflanzt werden. Diese neuen Anbausorten und -methoden propagierte Carl Ulisses von Salis-Marschlins im Sammler von 1779, im gleichen Jahrgang schrieb Buchdrucker Bernhard Otto über die Jauchegruben. 1780 verlangte Pfarrer Grass die Verbesserung der Schafzucht durch Import neuer Rassen, 1844 schlug der Kalender die Einfuhr des wetterharten und genügsamen Alpaca aus Peru vor. Zugrunde lag der einzige industriefeindliche Gedanke im Bündner Kalender: Schafe nach Graubünden statt Spinnmaschinen, die nur «sittliches Verderben» bringen.

[13] Gemäss den neueren Fragestellungen der Volkskunde beschäftigen wir uns im folgenden mit den Problemen der damaligen gesellschaftlichen Realität. In dieser Betrachtungsweise fällt jede Verklärung und Verniedlichung des Kalenders als «old curiosity shop» weg.

[14] Spinas, Christoph: Der Sammler (1779–1784) und Der neue Sammler (1804–1812), zwei bündnerische ökonomische Zeitschriften. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Bündens im ausgehenden 18. Jahrhundert. Diss. phil. Freiburg/Schweiz 1967 (ungedruckt). Register zu diesen Zeitschriften von Silvio Margadant. In: BM 1980, S. 1–22.

[15] Zu Kleinjogg siehe: Schenda, Rudolf: Der gezügelte Bauernphilosoph . . . oder Warum Kleinjogg (und manch anderer Landmann) kein Freund des Lesens war. In: SAVk 76 (1980), S. 214–228.

1806 gab Rudolph von Salis Ratschläge zur Verbesserung des Gartenbaus; im Jahrgang 1848 stand nach Ansicht des Kalenderschreibers der Gartenbau in Graubünden und in den meisten Gebirgskantonen auf niedriger Stufe. Vor dem täglichen und reichlichen Kartoffelgenuss wurde aus gesundheitlichen Gründen gewarnt und Gartengemüse als Kartoffelersatz während der grassierenden Kartoffelkrankheit gepriesen. Nach dem Vorbild der «Sammler» stellte der Kalender auch neue landwirtschaftliche Geräte, wie zum Beispiel den amerikanischen Pflug, «dessen Riester an einem unten angebrachten Scharnier mit Leichtigkeit umgedreht wird» (Jg. 1863) oder den eisernen Rechen (Jg. 1863) vor. Grundsätzlich ist zu bemerken, dass der Bündner Kalender allen technischen Innovationen seiner Zeit positiv, ja sogar enthusiastisch gegenüber stand, sei es der Eisenbahn (Jg. 1844), der Waschmaschine (Jg. 1863), dem verfeinerten Mikroskop (Jg. 1866) oder dem Telephon (Jg. 1879).

b) Der Kampf gegen medizinische Kurpfuscherei und Quacksalberei

In den «Sammlern» kämpften die Pfarrherren Bansi und Pol (1780) und der Arzt Johann Georg Amstein praktisch ohne Wirkung gegen die herumtreibenden Kurpfuscher und Quacksalber, die mit unsachgemässen Methoden und schädlichen Medizinen Mensch und Vieh zugrunde richteten. Der Bündner Kalender setzte zumindest im Textteil – der Inseratteil strotzt wegen den lukrativen Einnahmen vor Inseraten von Quacksalbern und ihren Wundermitteln[16] – den Kampf der Ökonomen während des ganzen 19. Jahrhunderts fort. Der Beitrag «Thierärztliche Praxis und Pfuscherei in Graubünden» (Jg. 1841) kritisiert folgende Praktiken «unwissender, roher Schmiede, Wasenmeister und anderer Pfuscher»: das Feifelschneiden (gewaltsames Herausrupfen von Ohrendrüsen mit der Beisszange), das Eingeben der Arzneien durch die Nase (z. B. zerquirlte Eier mit Schale!), das Bänderschneiden (Durchschneiden der Sehnen an den Vorderfüssen) und die abergläubische Praktik des Windbrechens (Beschwörung des krankheitserregenden Windes). Verfasser dieses Beitrages war vermutlich der Kantonstierarzt Jakob Wirt, dessen Sachbüchlein «Der wohlerfahrene Rindvieharzt» im Inseratteil des Kalenders angezeigt wurde. Ein Artikel von 1852 nimmt das gängige Verkaufsangebot des Quacksalbers unter die Lupe,

[16] Zum Beispiel im Jg. 1866: «Probates Heilmittel für Flechten, Grinds, Krätze, überhaupt für alle Hautkrankheiten. Dem Unterzeichneten ist es durch grosse Opfer und Mühe gelungen, ein vortreffliches Heilmittel gegen obige Leiden zu erfinden . . ., J. Rohner, Spezialarzt in Teufenau bei Herisau, Kant. Appenzell.» Über medizinische Inserate in Kalendern siehe auch: Hansch-Mock, Barbara: Deutschschweizerische Kalender des 19. Jahrhunderts als Vermittler schul- und volksmedizinischer Vorstellungen – Aarau 1976 –, S. 330 ff.

indem eine chemische Analyse der Medikamente gegeben wird: «. . . Ein Krüsi-'sches Bruchpflaster aus ein bischen Harz, Wachs und Schweineschmalz, mit Orlean gefärbt und auf ein Stückchen Leinwand gestrichen, kostet bei ihm bloss 1 Thaler; ein Töpfchen Pomade aus Schweinefett und Wachs, mit 7 Tropfen Rosenwasser, Nelken- und Bergamottenöhl blos 20 kr.; ein Fläschen Haaröhl aus Baumöhl und Bergamottenöhl mit Alkana gefärbt blos 40 kr.; ein Hühneraugenpflästerchen aus Wachs, Ammoniac, Gummi, Terpentin und Grünspan bloss 20 kr. . .» Noch 1894 schrieb der Zürcher Arzt und Redaktor der «Schweizerischen Blätter für Gesundheitspflege» Gustav Custer: «Vermeide für die Behandlung von Krankheiten – auch unheilbaren – alle in Zeitungen pomphaft angerühmten Universal- und Geheimmittel. Es sind diese in ihrer Zusammensetzung und Zubereitung ‹geheim› gehaltene Medizinen, Pulver, Pillen, Tropfen, Pflaster usw. Sie gehören fast immer ins Kapitel des Schwindels oder doch wenigstens der übertriebenen Reklame, auch wenn sie in einem Kalender angepriesen werden . . . Probire auch nicht, Dich selber nach populären Medizinbüchern[17] zu kuriren. Viele sind nicht für Volksbelehrung und Volksgesundheit, sondern nur deshalb verfasst, um schweres Geld für ein unnützes und unsicheres Mittel zu angeln – oft genug leider aus den Taschen der leichtgläubigen Armen . . . Hüte Dich besonders vor falschen ‹Spezialisten›, die sich Dir in aufdringlicher Weise in Zeitungen durch häufige Inserate für Behandlung von ‹geheimen› Krankheiten, Brüchen, Bandwürmern, Trunksucht etc. empfehlen: es sind in der Regel nur Beutelschneider. Besonders trifft dies zu bei Einladungen für briefliche Behandlung . . .»[18]

Die Aufklärungsarbeit sozial engagierter Ärzte im Kalender wurde dadurch stark eingeschränkt, dass geschäftstüchtige Drucker und Verleger Inserate von Universalheilmitteln, Wunderdoktoren und medizinischen Wunderbüchern aufnahmen.

c) Die Verbesserung des Volksschulwesens

Das Postulat der ökonomischen Patrioten, das Volksschulwesen (1784) zu verbessern, wurde ebenfalls vom Bündner Kalender wieder aufgenommen. Im Oktober 1843 gab der Erziehungsrat zwei neue Schulbücher für die Volksschule

[17] Die Firma Scheible in Stuttgart inserierte u. a. 1884 im BK: «Most, G. F. Die sympathetischen Mittel und Kurmethoden. Ursachen der Wirksamkeit und ihre richtige Anwendung. Sammlung von einzelnen sympathetischen Heilmitteln und Kurmethoden und über deren zweckmässigste Anwendungsweise für geeignete Fälle in gesunden und kranken Zuständen. Rostock, Fr. 2.50»; «Panax, der biblische Wundermedicus, oder von den Grundursachen der Krankheiten und deren sicherer Heilung nach klaren und geheimnisvollen Anweisungen in der heil. Schrift. Wortgetreu nach der Ausgabe von 1787, Fr. 1.40.»

[18] Zum Beispiel BK 1874: «Bandwurm heilt auch brieflich Dr. Bloch in Wien, Praterstrasse 42.»

heraus. Mittels eines fingierten Dialogs zwischen einem Stadtschullehrer und einem Landschulmeister warb der Jahrgang 1845 für das neue Namenbüchlein und das erste Lesebüchlein. Der Landschullehrer meint, seit alle Kinder dasselbe Lehrmittel benützten, komme er viel schneller zum Ziel: «Früher als ein Kind ein Namenbüchlein, ein anderes einen Kalender, wieder ein anderes einen Katechismus oder gar ein Zeitungsblatt zum Behuf des Lesenlernens in die Schule brachte, konnte ich natürlich nur ein Kind um das andere unterrichten . . .» Dass die neuen, weil rein weltlichen Lehrmittel, nicht überall akzeptiert wurden, kommt in der Klage des Landschulmeisters zum Ausdruck: «So lernen z. B. in der Oberländer Gemeinde D . . . .[anis?] die Schüler lesen in einem lateinischen Messbüchlein, während zweckmässigere Schullesebücher . . . darum unbenutzt geblieben sind, weil der Pater Kapuziner, welcher den Unterricht ertheilt, sie nicht gebrauchen will.» Die Geistlichen benutzten für den Leseunterricht meistens das «Officium Beatae Virginis».[19]

1852 forderte der Kalender das praktisch-gewerbliche Zeichnen für Volksschulen. Dieses gewähre dem reisenden Handwerker Vorteile «wenn . . . er in fremden Ländern und Werkstätten Instrumente und Geräthschaften sieht, die er noch nicht kennt und mit grossem Vortheil in seiner Heimat anwenden kann, wenn er diese mit wenigen Linien mit Beifügungen des Grössenmasses in sein Taschenbuch einzeichnen kann.» Dazu ist zu bemerken, dass im Zuge der sich expandierenden Industrialisierung der 1840er und -50er Jahre in vermehrtem Masse Maschinenzeichner und Mechaniker gebraucht wurden. So nahm nach 1850 mit der Mechanisierung der Seiden- und Baumwollweber der Textilmaschinenbau einen neuen Aufschwung.[20]

B. Die Darstellung der niedern Volksschichten

Eine gesellschaftskritische Volkskunde betrachtet Witze, Schwänke und Karikaturen, die die Darstellung sozial Diskriminierter thematisieren, als Instrumente der Unterdrückung. Die Kalenderillustrationen[21] haben neben dem

[19] Maier, Johann Ulrich: Geschichte des bündnerischen Volksschulwesens in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts – Chur 1919 –, S. 61.

[20] Gruner, Erich: Die Arbeiter in der Schweiz im 19. Jahrhundert – Bern 1968–, S. 67.

[21] Der 1890 geborene Hans Plattner aus Klosters-Brügge durfte mit seinen Mitschülern in der ersten Primarklasse Holzschnitte in einem Robinsonbüchlein, aus dem der Lehrer vorlas, betrachten: «Man hatte noch wenig Anschauungsmaterial, dafür blieb uns das, was uns gelegentlich im Bilde gezeigt wurde, unvergesslich im Gedächtnis haften.» Zitat aus: Plattner, Hans: Walserschicksal – Chur 1980 –, S. 55. Dieses autobiographische Zeugnis ermutigt uns, den Kalenderillustrationen grosse Aufmerksamkeit zu schenken.

Text die wichtige Funktion, bereits latente Vorurteile des Lesers zu bestätigen. Er wird nicht über die objektiven gesellschaftlichen Lebensbedingungen der attackierten Gruppen informiert; man lässt ihn in seiner sozialen Unwissenheit weiterdösen.

a) Dienstpersonal

Die Dienstboten treten als Tölpel auf. «Der gewandte Aufwärter» stellt ein Paar Stiefel auf eine Tasse Schokolade und meldet sich: «So die Stiefel gehören dem Herrn, und die Chokolade bekömmt die Frau.» (Jg. 1861) (Abb. 1). Die Dienst-

Abb. 1: Dienstbote (Jg. 1861).

mädchen erscheinen in Wort und Bild als schwatzhaft, diebisch, schmutzig, eitel, faul (Abb. 2) und mannstoll (Jg. 1848). Wie sah die Realität aus? Marie Frank beschrieb in ihrer Autobiographie[22] das Dasein des Dienstmädchens als ein Leben der Ausbeutung, in dem über jede Stunde verfügt wurde – Fabrikarbeiterinnen standen wenigstens nicht 24 Stunden im Dienst – ohne Recht auf eigene Intimität. Oft war das Dienstmädchen sexuelles Objekt des Hausherrn und seiner Söhne. Diese «Mädchen für Alles» begannen sich spät und zögernd

[22] Wegrainer, Marie (= Marie Frank): Der Lebensroman einer Arbeiterfrau von ihr selbst geschrieben – München 1914 (Reprint Frankfurt a. M. – New York 1979).

gegen ihre Unterdrückung zu wehren. Die österreichische Sozialdemokratin Adelheid Popp, die selbst als Dienstmädchen gearbeitet hatte, organisierte 1893 die ersten Dienstmädchenversammlungen in Wien. 1912 gab sie den Tatsachenbericht «Haussklavinnen. Ein Bericht zur Lage der Dienstmädchen» heraus.

Abb. 2: «Die Faulpelzin» (Jg. 1848).

b) Die Handwerksgesellen

Der illustrierte Witz mit der Überschrift «Gewerbsbeeinträchtigung» lautet: «Geh weg, Bettelweib, ich muss hier fechten.» (Jg. 1851). Dieser Witz weckt das Vorurteil: Handwerksgesellen sind ein arbeitsscheues Gesindel, das lieber bettelt als arbeitet (Abb. 3). Die gesellschaftliche Wirklichkeit von damals: Bedingt durch das unverhältnismässig starke Anwachsen der Unterschichten in den 1830er und 1840er Jahren kam es zu einer ausserordentlichen Bevölkerungsvermehrung. Im handwerklichen Kleingewerbe führte diese Erscheinung dazu, dass sich das Verhältnis der Zahl der Meister zu der der Gesellen krisenhaft veränderte. Die Zahl der unselbständigen Handwerker wuchs bis über die Jahrhundertmitte hinaus wesentlich schneller an, als die der selbstän-

Abb. 3: Handwerksgeselle (Jg. 1851).

digen Meister.[23] Die Folge davon war, dass die Gesellen ins Proletariat absanken.[24] Landstrasse, Obdachlosenasyle, Bettel, Hunger, Polizeiarrest und Beschäftigung als wandernde Landarbeiter waren Elemente ihres Lebens.

c) Der Kriegsinvalide

Aus dem deutsch-französischen Krieg stammt ein Stimmungsbild für die Abendunterhaltung des Kalenderlesers. Wahrscheinlich war es zuerst in einem deutschen Witzblatt abgedruckt worden (Jg. 1873). Von einem verwundeten Soldaten, der am Rande des Schlachtfelds sitzt, heisst es:

«Die Kugel riss ihm ab den Fuss
Da sprach er: ‹Dös macht nix'n
Jetzt hab ich halt in Zukunft nur
An oanzigen Stiefel z'wix'n!.»

Der Witz mit dem humorvollen, durch nichts aus der Ruhe zu bringenden bayrischen Soldaten suggeriert dem Leser Harmlosigkeit und Gemütlichkeit des Krieges (Abb. 4).

[23] Schieder, Wolfgang: Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung. Die Auslandsvereine im Jahrzehnt nach der Julirevolution von 1830. – Stuttgart 1963 –, S. 85.

[24] 1850 waren von 12 000 Handwerkern im Kanton Zürich 5000 proletarisiert. Gruner (wie Anm. 20), S. 34.

Abb. 4: Verwundeter Soldat (Jg. 1873).

Abb. 5: Alte Frau und Apotheker (Jg. 1862).

d) Die Alten

Den alten Frauen wird physische Hässlichkeit attestiert (Abb. 5), sie sind deshalb als Lustobjekt wertlos geworden. Der Text zum Bild (Jg. 1862): «Hier Herr Apotheker, bring'ich die Blutegel wieder; die kann ich nicht gebrauchen, denn sie haben bei mit gar nicht anbeissen wollen!» «Das kann ich ihnen gar nicht Übel nehmen, Frauchen; ich hätte es auch nicht gethan!»

e) Jenische in Graubünden

Zu den benachteiligten Randgruppen gehören auch die wirtschaftlich schlecht gestellten jenischen Sammler und Wanderhandwerker.[25] Eine Illustration (Jg. 1879) zeigt Jenische beim Kesselflicken im Winterstandquartier. Der dazu gehörende Witz heisst: «Hauptvorzug einer Frau». Erster Kesselflicker: «Bist no ledig?» Zweiter Kesselflicker: «Jo, wieder! Sie isch mer g'storba! Aber das isch a Wibli gschi, so eini kummi nümmen über. Sie het wol e Bitz e böses Mul g'ha, aber bettla het sie könna wie Keini! –»

[25] Zum Jenischenproblem siehe Stirnimann, Cornelia: Die Jenischen in Graubünden – Zürich 1979 (ungedruckte Diplomarbeit, Geographie, Universität Zürich).

f) Die Juden

In der Geschichte des europäischen Judentums ist das 19. Jahrhundert nicht nur die Zeit, in der der traditionelle, religiös begründete Judenhass abgelöst wird durch den rassistischen, politisch agitierenden Antisemitismus, sondern auch die Zeit, in der die Juden allmählich ihre volle Emanzipation durchsetzen. Wie sah die konkrete Situation der Juden in der Schweiz aus? Im Jahre 1776 beschränkte die Tagsatzung die Niederlassung der Juden auf die beiden Surbtaler Dörfer Lengnau und Endingen. Von Grundbesitz und Handwerk ausgeschlossen, blieben sie auf Markthandel, Hausierergeschäfte, Viehhandel, Geldgeschäfte und Vermittlung beim Liegenschaftenhandel angewiesen, wobei sie auch darin durch mannigfache Vorschriften eingeschränkt waren.[26] Die Juden zählten zu den ökonomisch schwachen Bevölkerungsschichten, in den 1840er Jahren gehörte ein Drittel der jüdischen Familien zum Proletariat. Da in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast nur in den beiden Surbtaler Dörfern grössere Judensiedlungen bestanden, war der Kampf um die Gleichberechtigung im wesentlichen Sache der aargauischen Juden.[27] Die Ideale der liberalen Bundesverfassung – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – galten nur für christliche Schweizer. Die Juden waren von der Niederlassungsfreiheit (Art. 41), Gleichstellung vor dem Gesetz und im Gerichtsverfahren (Art. 48) sowie der freien Ausübung des Gottesdienstes ausgenommen. Der Bundesbeschluss von 1856 sicherte den Juden die Ausübung der politischen Rechte im Heimatkanton zu, die Teilrevision der Bundesverfassung von 1866 hob die beschränkenden Artikel 41 und 48 auf. Im Kanton Aargau hatte der Grosse Rat auf Antrag der Regierung bereits 1862 die vollständige bürgerliche Gleichstellung der Juden beschlossen. Die gegen diesen Beschluss gerichtete Volksagitation wurde von den stark judenfeindlichen katholisch-konservativen Kräften geschürt.[28] Erst nach wiederholten Interventionen von Bundesversammlung und Bundesrat erhielten 1879 die Juden im Aargau die volle Rechtsgleichheit. Die «Judenfrage» schlägt sich auch im liberalen Bündner Kalender in Form eines gehässigen Antisemitismus nieder. Der Kalender bedient sich jahrhundertealter Vorurteile wie: die Juden sind geldgierig, geizig, gewinnsüchtig und Spekulanten;

[26] Guggenheim, Florence: Die Juden in der Schweiz. In: Schmid, Max: Schalom! Wir werden euch töten! Texte und Dokumente zum Antisemitismus in der Schweiz 1930–1980 – Zürich 1979 –, 9–11.

[27] Düblin-Honegger, Eva: Die Darstellung der Juden in den schweizerischen Kalendern des 19. Jahrhunderts – Basel 1974 (ungedruckte Lizentiatsarbeit, Volkskunde, Universität Basel), S. 5.

[28] Namentlich sei der Geistliche Johann Nepomuk Schleuniger und sein Blatt «Die Botschaft» genannt. Düblin (wie Anm. 27), S. 10.

als Händler verkaufen sie auf betrügerische Art und Weise minderwertige Ware.[29] Mit Hilfe der Illustration wird dem Leser der «typische» Jude als Angehöriger einer Rasse mit gebogener oder wulstiger Nase dargestellt (Jg. 1863) (Abb. 6). Dies steht eindeutig im Entwicklungszusammenhang mit späteren rassistischen Theorien, wie sie etwa Houston Stewart Chamberlain 1898 in seinen «Grundlagen des 19. Jahrhunderts» vertrat.

Als «gute» Juden gelten diejenigen, die es in den Augen der Bourgeoisie zu etwas gebracht haben; nämlich Majer Amschel Rothschild und seine fünf Söhne, die Aufsteiger aus der Frankfurter Judengasse. Der finanzielle Erfolg der Bankiersdynastie wird im Bündner Kalender für ein antisozialistisches Exempel verwertet: «Während der stürmischen Tage des Jahres 1848 traten eines schönen Morgens vier Kommunisten in das Kabinet des Bankiers Anselm von Rothschild zu Frankfurt. ‹Sie haben Millionen über Millionen›, – sagten sie zu ihm, ‹und wir haben nichts. Sie müssen mit uns theilen!› ‹Schön, wie hoch beläuft nach Eurer Meinung das Vermögen der Firma Rothschild?› ‹Auf ungefähr vierzig Millionen Gulden!› ‹Vierzig Millionen Gulden? In den deutschen Bundesstaaten leben ungefähr vierzig Millionen Menschen, folglich kommt nach Euerer Rechnung auf den Kopf ein Gulden. Hier habt ihr vier Gulden und nun lasst mich in Ruhe›.» (Jg. 1862)

Zusammenfassend sei bemerkt, dass der liberale Bündner Kalender in bezug auf Landwirtschaft, Schulwesen, Medizinalwesen und Technik als Vorkämpfer und Volksaufklärer auftrat, jedoch Stereotypen und Vorurteile der Leser gegenüber sozial und ökonomisch Benachteiligten mit Wort und Bild verstärkte. Damit sicherte man sich die Zahl der Leser und die Auflagezahlen blieben stabil.

Abb. 6: «Typischer» Jude (Jg. 1863).

[29] BK 1863: Ein jüdischer Kleiderhändler versucht vergebens in Chur einen Stoss billige Regenmäntel loszuwerden. BK 1857: Ein Gutsherr verabreicht betrügerischen jüdischen Pferdehändlern ein Brechmittel im Essen. Die Illustration zeigt die Wirkung. Es geht darum, Juden in möglichst unappetitlichen Situationen darzustellen.